



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zuschrift. Geehrte Redaktion! Könnte eine alte Tante, die an Nissen und Nichten schon manches erlebt hat und für sich selbst nichts mehr erstreben will, und die sich jetzt ein Herz faßt zu folgender Mitteilung, doch einmal ungesehen und ungehört einem Spaziergange Ihres Korrespondenten (Nr. 3 der Grenzboten) mit seinem „wunderlichen Freunde“ folgen, um zu wissen, wie dieser Mann aussieht und wie seine Stimme klingt, der die neueste Richtung unsrer Mädchenbildung einer so zutreffenden und leider Gottes himmelschreiend notwendigen Kritik unterzieht. Ich habe das Heft mit jenem Artikel bei meinen Freundinnen kreisen lassen und sogar einen ausführlichen Gedankenaustausch darüber in einer kleinen geladenen Gesellschaft veranlaßt; darin saßen lauter Damen, die etwas leisten im Leben, und der wunderliche Freund hätte einmal hören sollen, wie man seine Gedanken weiter spann. In meinem ganzen Leben ist mir noch kein Mann vorgekommen, der an seiner Frau die Gynnasialbildung vermißt hätte, meinte die eine, und zustimmend fügten alle hinzu, daß doch im übrigen gerade jetzt die Chemänner gar mancherlei Ausstellungen an ihren Gattinnen zu machen pflegten. Ob es nun überhaupt eine Frauenfrage giebt mit einer allgemeinen Not ganzer Klassen oder Gruppen von Menschen, oder nur, wie ich nach meiner bescheidenen Einsicht glaube, einen Notstand vieler einzelnen, den keine allgemeine Maßregel mindern oder lindern wird, soviel steht fest: die gelehrte Mädchenbildung wird durch die wirkliche oder vermeintliche Not nicht gerufen, sie stellt sich ungebeten ein und wird mit der Zeit neue Nöte schaffen, da wo sie noch nicht sind. Was für ein Unsinn ist es doch, in einem Zeitpunkt, wo die männliche Vorbildung tagtäglich neu in Frage gestellt wird, wo jeder daran kritisiert und keiner weiß, was damit werden soll, die weibliche mit dem dort beinahe diskreditierten Gelehrtenkram zu bepacken. Und wozu? Damit die Herren Professoren, die sich ehemals mit Freuden Mädchenlehrer nannten, doch auch ein Gefühl bekommen von dem, was sie nun sind, und damit so und soviel begabte Töchter wohlhabender Eltern einmal Dissertationen schreiben können, die nicht schlechter sind als die ihrer Brüder. Als ob das etwas wäre! Ja, neulich stand in Berliner Zeitungen unter den bei einer Akademiefeier üblicherweise „Bemerkten“ am Schluß einer hochtönenden Reihe öffentlicher Namen auch das bekannte Fräulein so und so, das jüngst zum Doktor promoviert worden sei. Ihr Bruder, wenn sie einen haben sollte, hätte auf diese Leistung hin noch keinen Stehplatz bei einer solchen Gelegenheit zugebilligt bekommen, und schon heute, wo die neue Mädchenbildung erst eine so kurze Geschichte hat, gelingt es auf diesem Wege den jungen Damen an den Männern vorbei, wie man wohl sagt. Das ist aufmunternd für die andern, und wenn erst recht viele unbemittelte aber strebsame junge Damen (wie es in Berichten zu heißen pflegt; die Begabung ist Nebensache) den neuen Zielen nachklettern, so wird es auch da bald genug Abrutschungen, Entgleisungen und gebrochne Existenzen zu beklagen und zu stützen geben, und den Führerinnen der Frauenbewegung winken neue Arbeitsfelder.

Ach, das sagt ja aber der wunderliche Freund sehr viel besser. Wollen denn die „mit,“ die jetzt das große Wort führen? Ganz wo anders hin wollen sie! Wie viele suchen denn ehrlich die Arbeit des Gelehrtenberufs? Und zwingt denn die Not gerade dazu, daß die Frauen einen gelehrten Beruf ergreifen? Das Aller schwerste, wo das Scheitern am sichersten ist?

Eine meiner Nichten, der ich gestern reichlich viel von diesen Dingen sprach, meinte: Aber nun ist's genug, das ist ja sehr interessant, aber zur Frauenfrage

gehört es gar nicht. Vielleicht wird die geehrte Redaktion ebenso denken, und ich könnte aufhören. Aber Frauen haben es nun einmal an sich, daß sie wiederholen, um zu überzeugen. Mich hat die Wahrheit des wunderlichen Freundes von Herzen überzeugt, und meine Worte möchten ihnen Resonanz schaffen.

Ganz wo anders hin wollen sie, sagt der wunderliche Freund. Nämlich nach vorn, wo man sie sieht! Ich möchte da an eine scherzhafte Außerlichkeit erinnern. Zu den mancherlei Konventionen, mit denen das Gesellschaftsleben die Frauen darüber tröstet, daß sie nicht im wirklichen Leben die ersten sind, dem Vortritt, dem Sofaplatz usw. ist ganz zuletzt noch eine gekommen, die Voranstellung in der Rede. „Meine Damen und Herren“ hat man zuerst, und zwar allgemein noch nicht sehr lange, bloß in Tischreden gesagt, also ohne Verbindlichkeit, wie der Geschäftsstil lautet. Von da drängte sich aber der Anspruch allmählich in die Vorträge mit sachlichem Inhalt vor gemischtem Zuhörerkreise, und sogar Professoren im Kolleg sollen sich ihm jetzt fügen. Ich habe mir sagen lassen, daß es auch Mädchenschuldirektoren giebt, die ihre Konferenzen mit „Meine Damen und Herren“ eröffnen, ja ich habe schon einmal ein Programm selbst in der Hand gehabt mit einer darin abgedruckten Schulrede, die den Eingang hatte: „Meine verehrten Damen, meine Herren Kollegen!“ Soll dieser Anflug, würdig des schulrätlichen Steuerrüders, es den Lehrerinnen versüßen, daß sie in der amtlichen Reihenfolge den Lehrern nachgehen müssen? Weiterhin hat nun auch der berichtende Stil z. B. unsrer Zeitungen die umgekehrte Folge der natürlichen Ordnung der beiden Geschlechter angenommen, was einen geradezu späßigen Eindruck hervorrufen muß, wenn es sich um ernsthaftere Versammlungen für wichtige Zwecke handelt, z. B. um eine kirchlich-theologische Konferenz zu Berlin im November 1899, „an der zweihundert, vorzugsweise der Mittelpartei angehörende Damen und Herren teilnahmen.“ Wie lange wird es dauern, dann haben wir das Gefühl für die Komik dieses Stils schon verloren. Fichte hielt im Jahre 1807 in Berlin die Vorträge, aus denen dann die Reden an die deutsche Nation wurden, laut der Ankündigung „vor Herren und — Frauen.“ In diesen noch nicht hundert Jahren haben es also die Damen recht weit gebracht, wenigstens auf dem Papier und bei der Ausrufung, und die Männer, die es gewährten, haben es als eine zu nichts verpflichtende schöne Form angesehen oder auch vielleicht als das Stück Zucker, das man seinem Affen giebt, damit er sich nicht zwei nimmt und noch etwas andres dazu. Formen als Überbleibsel verlornener Rechte werden oftmals im Leben noch sehr hoch geschätzt, sollten sie nicht auch als Titel für neu zu erwerbende brauchbar sein? Das könnte nett werden. — „Nein, liebe Tante, hör endlich auf, es giebt ja schon längst einen doppelten Brief.“

Das Kind hat recht, ich mache also meine Schreibmappe zu, und Frauenbriefe haben ja gewöhnlich, wie man sagt, keinen Schluß, dafür aber eine Randzeile.

Ihre ergebne

.....

